Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Postanstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; Filiale Moabiter Viertel: Poststamerstr. 134a; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Garten-bau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41, Postdamerstr. 134a angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 528. Berlin, Freitag, den 18. Oktober 1889. XVIII. Jahrgang.

Zum Gedächtniß.

Ein Tag der Freude sonst, doch nun voll Harm,
In tiefer Trauer senkt du dich hernieder,
Die einst so reich, wie findest du sie arm,
Und jährlich wechst den bittern Schmerz du wieder
Von seines Namens lichtem Ruhm bekränzt,
Wirst ewig du mit seinem Bilde währen,
Er ging dahin, doch sein Gedächtniß glänzt
In seines Volkes nie gestilten Zähren.

Ein Held war er, auf seines Schwertes Streich
Gab jubelnd Antwort stets des Siegs Fanfare,
Erkämpft hat er uns Vaterland und Reich,
Daß Deutschlands Stern sich strahlend offenbare;
Doch nicht der blut'ge Lorbeer war sein Ziel,
Der Menschheit höchsten Gütern galt sein Ringen,
Und in der Schlachten mörderischem Spiel
Hoffst' er den Kriegsgott selber zu bezwingen.

Ein Vorbild jeder schönen Friedenskunst,
Des edlen Strebens Helfer und Berather,
Auf Alle gleich vertheilend seine Gunst,
Der Schwachen Schützer und der Armen Vater,
Galt ihm allein des Mannes inn'rer Werth,
Von allen Seiten ward er die Genossen,
An seines Hauses hold geschmücktem Herd
Hat ihn des Bürgers stilles Glück umflossen.

Und unser Kaiser, hat die schwere Last
Der Krone heldenmüthig er getragen,
In Todesschmerzen männlich sich gefaßt,
Ergebungsvoll gelitten ohne Klagen;
Mächtig gebietend der gebroch'nen Kraft,
Verachtend der Gemeinheit enges Treiben,
Hat für sein Volk er bis zuletzt geschafft —
Der Kaiser schied, um Unser Fritz zu bleiben.

Und unser bleibt er — keine Macht der Welt
Entreißt uns dieses Kaisers Angedenken,
Ob feile List dem Schatz schon nachgestellt,
In uns're Herzen laßt ihn uns versenken;
Nicht soll es in der Zeiten wirrem Lauf
Verwischen sich zur traumverlor'nen Sage,
Hell flammt der Zukunft Morgenröthe auf
Im gold'nen Schein der neunundneunzig Tage.

Wir Alle standen seinem Herzen nah,
Nicht hat nach rechts, nach links er unterschieden,
Freiheit und Recht — in diesem Zeichen sah
Er für sein Volk, mit seinem Volk den Frieden.
Gedenket sein mit freud'gem Mannesmuth,
Bald wieder wird die inn're Schlacht geschlagen,
Wir bleiben treu zu seines Banners Hut,
Mit **Kaiser Friedrich** laßt den Kampf uns wagen!

Albert Traeger.

Die Keckheit der Bürgervereine.

Es ist erstaunlich und belehrend zugleich, zu beobachten, wie ungemein rasch gewisse Ideen und Vorstellungen sich vergröbern, sobald sie aus dem Gedankenreiche in den Lärm des Marktes hinabgezogen werden. Einen der schlagendsten Beweise für diese Behauptung liefert in diesem Augenblick das Verhalten unserer Berliner Bürgervereine, namentlich des „Vorwärts“, gegenüber der durch den „Reichsanzeiger“ veröffentlichten kaiserlichen Willensäußerung. Von Anfang haben wir an der alten, aber in diesem Falle auch wirklich guten konstitutionellen Grundanschauung festgehalten, daß es seine allergrößten Bedenken habe, das Staatsoberhaupt in den Kampf der Parteien eintreten zu lassen. Der unanfechtbare Grundsatz, dem England seine großartige staatsrechtliche Entwickelung verdankt, daß nämlich der König (als solcher) kein Unrecht thun kann (the King can do no wrong) läßt sich eben nur dann durchführen, sobald man den König unter allen Umständen dem Parteitreiben entzieht. Der Kanzler ist bekanntlich ein sehr heftiger Gegner dieser Anschauung, und er hat, wie wir dies schon oftmals erwähnen mußten, seiner abweichenden Ansicht den deutlich drastischsten Ausdruck dadurch gegeben, daß, wie er sich ausdrückte, die Deutschfreisinnigen am liebsten den preußischen König in ein unerreichbares Blauwolkenheim versetzen möchten; allein die Könige von Preußen seien lebendige Geschöpfe, und sie würden sich für eine solche Zumuthung sehr entschieden bedanken. In den zahllosen staatsrechtlichen Auseinandersetzungen des Reichskanzlers über die Stellung der preußischen Krone zu dem Parlamente und dessen Parteien kehrt dieser Gedankengang immer wieder.

Auf der anderen Seite wird man gleichfalls nicht müde, mit aller Entschiedenheit auf die Gefahr dieser Anschauung hinzuweisen, die mit Nothwendigkeit dahin führt, allen etwaigen Wahlen den Charakter eines Plebiszits zu geben. Ganz sicher hat der Reichskanzler, dem es in den parlamentarischen Redeschlachten hauptsächlich darum zu thun ist, den Gegner in den Sand zu strecken, gleichviel, ob die angewendeten Mittel nach anderen Richtungen hin bedenklich sind, dabei in keiner Weise an die Folgerungen gedacht, welche die kleineren und kleinsten Geister aus jenen Kanzlerideen für ihre eigenen Ziele und Parteizwecke zu ziehen nicht säumig waren. Oder kann es eine ärgere Vergröberung und Verunstaltung jener Anschauung des Kanzlers geben, als sie in den Worten dieses Bürgervereins-Häuptlings enthalten ist: „So lange der Kaiser nicht direkt gesagt hat: die Bürgervereine sind gegen mich, bleiben wir auf dem abwartenden Standpunkte stehen“? Kann man sich eine größere Keckheit vorstellen, als sie in diesen Worten liegt? Diese Herren Bürgervereinler, welche sich einer ultraroyalistischen Gesinnung rühmen, wagen es, den Begriff, das Wesen, die Stellung eines Königs so weit zu erniedrigen, daß sie offen und unbefangen das Ansinnen an das konstitutionelle Staatsoberhaupt richten, es möge ganz unumwunden ein politisches Glaubensbekenntniß für oder gegen sie ablegen. Denn das ist es doch, wenn die Herren behaupten, daß sich der König bis jetzt noch nicht dahin geäußert habe: die Bürgervereine sind gegen mich. Also das soll der König erst ganz klar und unzweideutig äußern, und dann werden diese ultraroyalistischen Herren ihren „abwartenden Standpunkt“ — wie sie sagen — aufzugeben geruhen. Vielleicht aber auch nicht.

Wäre die Sache nicht wirklich zu bitter ernst, man könnte nur herzlich über den grotesken Unsinn lachen, der in der Gegenüberstellung des Königs von Preußen und der Herren — Prehel oder Hentig schon an und für sich enthalten ist. Es ist wirklich eine köstliche Situation, den König von Preußen sich vorzustellen, wie er vor einen der genannten Herren Bürgervereinler hintritt oder ihnen sagen läßt: „Mein lieber Herr Prehel oder mein lieber Herr Dr. jur. Hentig, ich halte es für meine Pflicht, es Ihnen ins Gesicht zu sagen, Sie sind gegen mich.“ Man braucht gar nichts weiter zu thun, als sich diese Annahme ein wenig zu vergegenständlichen, und man wird über dieses Verlangen jener sonderbaren royalistischen Schwärmer eben nur hell auflachen müssen. Allein mit dieser Bespöttelung jenes Unterfangens ist es nicht gethan. Vielmehr muß mit allem Ernste darauf hingewiesen werden, daß es zu unerhörter Vergröberung in den Vorstellungen gewisser unklarer Köpfe niemals gekommen wäre, wenn man ihr nicht in einem gewissen Sinne von einer der entscheidendsten Stellen im öffentlichen Leben aus Vorschub geleistet hätte.

Wenn der Reichskanzler auch nur entfernt an die Möglichkeit gedacht hätte, es könnte jemals in Preußen ein beliebiges Bürgervereinsmitglied, wie Herr Prehel oder Herr Hentig, auf den überkecken Einfall kommen und verlangen, der König von Preußen möchte doch klar und unumwunden seine politische Meinung den Bürgervereinen gegenüber erklären, wahrlich, er hätte nicht über das Blauwolkenheim oder Wolkenkuckucksheim gespöttelt, wohin die konstitutionelle Grundlehre, seiner Ansicht zufolge, den König von Preußen versetzt wissen möchte. Ein wirklich konstitutionell gesinnter Staatsbürger denkt daran nicht im Entferntesten. Aber die Herren Bürgervereinler, die Herren Prehel, Hentig und Genossen, haben den überaus guten Geschmack, den König von Preußen zu veranlassen, sich unter ihre Gesellschaft zu mischen und dort sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen.

Wenn irgendwo, so gilt in staatsrechtlichen Dingen das vortreffliche altrömische Wort: „principiis obsta“! Stelle Dich grundsätzlich allen Anschauungen entgegen, aus denen nothwendiger Weise verderbliche Folgerungen gezogen werden können! Also auf unseren Einzelfall angewandt: Man halte an dem Grundsatze fest, daß der König als solcher kein Unrecht thun könne. Dann ist der Monarch unbedingt davor gesichert, in den Parteienkampf hineingezerrt zu werden; dann ist er unbedingt vor der Zumuthung gesichert, etwa vor einem Herrn Prehel oder einem Herrn Hentig zur Ablegung eines Glaubensbekenntnisses veranlaßt zu werden.

---

* Zu dem famosen Enthüllungsartikel des „Hamb. Korr.“ über die **Gegner des Reichskanzlers** hatte die „Nordd. Allg. Ztg.“ jüngst noch Ergänzungen in Aussicht gestellt. Anstatt diese selbst zu geben, druckt sie einen Artikel des „D. Tagebl.“ ab, der lediglich die von dem Hamburger Blatt angedeutete Verschwörungsfabel weiter ausspinnt. Als die angeblich Schuldigen figuriren dabei neben dem verstorbenen Lasker Herr v. Bennigsen, neben Rickert, Bamberger u. s. w. Herr Miquel. Herrn v. Bennigsen wird vorgeworfen, er habe ein Kabinet erstrebt, welches von der nationalliberalen Fraktion beherrscht würde. Lasker wird des Abschlachtens von Ministern beschuldigt, um Platz zu schaffen für die Nationalliberalen. Die „Abschlachtung“ des Grafen Eulenburg soll Miquel besorgt haben mit „leidenschaftlichem Schauffement“, mit „simulirter Entrüstung“. Es folgt dann wieder die berühmte Stosch-Anekdote. Die sogenannten Hofliberalen (sic!), die Herren Rickert, v. Bunsen, v. Forckenbeck u. A. sollen direkt auf den Sturz Bismarcks ausgegangen sein, um Herrn v. Stosch, den Marineminister, an seine Stelle zu setzen; dieser soll bereit gewesen sein, ihnen seine Beziehungen zum Hofe zur Verfügung zu stellen, und was des Klatsches mehr ist. Die Dreistigkeit, mit der längst widerlegte Erfindungen immer wieder aufgewärmt werden, ist wirklich erstaunlich. Noch erstaunlicher aber ist es, daß man es gerade gegenwärtig für zeitgemäß hält, den Herren v. Bennigsen und Miquel ihre wirklichen oder angeblichen Schlechtigkeiten vorzuhalten, sie als ungeduldige Streber und Verschwörer gegen den Reichskanzler zu denunziren. Man fragt sich

---

Adams Söhne.*)

Roman
von
Adolf Wilbrandt.

[13. Fortsetzung.]

In wenigen Augenblicken waren die Tische und Stühle hinausgetragen und standen auf dem Rasen im Mondschein; dort setzten die Damen sich wieder, einige der Herren blieben stehen. Der Wirth zündete an der Hecke bengalische Feuer an, die ihren rothen und grünen Schein mit dem Mondlicht wunderbar vermischten und auf die neugierigen Gesichter der Gäste, die sich näher herzudrängten, in farbige Flammen tauchten. Die „Bauernfamilie“ trat in den Saaltell und der „Steirische“ begann; Kathi ganz in ihrer Rolle als bejahrter Bauer, zuerst ein wenig unsicher und schüchtern, dann linde ähnlich, das etwas auswendig gelernt hat, allmälig freier und bald überzeichnend naturwahr. Ebenso drollig war Wabi als Alte mit der Brille, die feierlich und ehrenfest mit ihrem Alten tanzte, während doch die jugendliche Lust in allen Gliedern zuweilen durch die Maske hervorzuckte. Die beiden Knaben tanzten weniger kunstgerecht, aber auch im Gefühl ihrer Rollen, hinterdrein. Die Musik zum Tanz machte ein unsichtbarer Musikantenknecht vom Nachbarhaus, der sich in einer holzbedeckten Laube des Gärtchens mit seiner Handharmonika versteckt hatte.

Die Baronin klatschte vor Vergnügen Beifall; die ganze Gesellschaft folgte. Vielleicht dadurch befeuert, ward Kathi lustiger, toller; sie hörte auf, die wechselnden Tanzfiguren mit so sauberer, altväterischer Geschicklichkeit und Genauigkeit auszuführen, sie spielte mehr und mehr den Bauern, in dem das Bier und der Wein

---

*) Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten.

tanzt, ward in ihren Bewegungen kühner, unternehmender, die „Alte“ mit sich fortreißend; endlich gerieth sie ganz in bachantischen Uebermuth hinein, der durch den Gegensatz zu ihrer Erscheinung völlig phantastisch wirkte und unbändiges Gelächter unter den Zuschauern hervorrief. Dabei war die Anmuth des Mädchens erstaunlich; in ihren Armen, ihren Hüften war Rhythmus, Musik, sie schien für charaktervollen Tanz wie geboren zu sein. Ihre Augen brannten vor Lust, närrisch genug in diesem grau eingerahmten Gesicht. Wenn sie aufstampfte, zitterten die Bretter, ihre Zähne blitzten, und ihre aufgeblühten Lippen schienen in der Luft irgend einen Weinund Feuergeist zu trinken, der sie selig berauschte.

Sie hatte schon lange so getanzt, aber sie ward nicht müde; daß noch sonst Jemand da war als sie und ihre Wabi, schien sie ganz vergessen zu haben. „Eine richtige Alpenrose!“ sagte endlich hinter Wittekind eine kalt begeisterte, gleichsam seinschmeckende Stimme. Es war Waldenburg. „Bei alledem“, fuhr dieser fort, da Wittekind ihm zunickte, — „so ein Steirischer wiederholt sich. Ja, wenn die Mädels noch in antiken Schleiergewändern tanzten. . . . Wollen wir uns bei Seite stehlen und auf meinem Zimmer eine stille Cigarre rauchen? Wir haben uns ja seit diesem unerwarteten Wiedersehen noch nicht ausgesprochen.“

„Ja, das sollten wir thun,“ sagte Wittekind zerstreut. Er hatte grade die Augen auf Frau von Tarnow geheftet, die allen Figuren des Tanzes mit so verzehrender Aufmerksamkeit folgte, als lerne sie sie auswendig; ihre großen Augensterne leuchteten, aber ernst, nicht lustig. Sie saß neben der Baronin. Diese stand plötzlich auf und ging auf die Tänzerinnen zu. „Genug! genug!“ rief sie aus. Als die Mädchen fast erschrocken stehen blieben, setzte sie sanfter, aber doch mit nervös klagender Stimme hinzu: „Entzückend, ich danke Euch; aber nun hört auf. Es war ein großer Genuß; aber ich werde krank! Mit mir dreht sich Alles. Woher nehmt Ihr diese Ausdauer; das ist übermenschlich!“

Kathi lächelte; auf ihrer Stirn perlten große Tropfen, sie schien's aber nicht zu spüren. Die Baronin klopfte ihr huldvoll auf die Schulter: „Machen Sie uns noch ein Vergnügen, mein Kind, singen Sie uns was! einen Jodler, ein Lied!“

„Singen kann ich nicht,“ entwortete das Mädchen, das seinen Bart langsam herunterzog.

„Dann spielen Sie die Zither; — die Harmonika bringt mich um. Sie haben doch eine Zither?“

„Wir haben eine im Hause, weil ich's lernen soll. Aber ich kann noch nichts; so zum Vorspielen nicht.“

„Nicht? Das thut mir leid. Dann bringen Sie uns die Zither; unsre liebe Marie wird singen!“ fuhr die Baronin fort und wendete sich ihrem „Leibarzt“ zu; Kathi war in demselben Augenblick aus ihrem Gehirn gelöscht. „Und setzen wir uns wieder ins Saletl; hier auf dem Rasen wird's kühl!“

Man trug die Tische und Stühle ins Saletl zurück. „Beste Frau Baronin,“ sagte Frau von Tarnow, ohne die philosophische Ruhe zu verlieren, mit der sie allen Launen ihrer Dame folgte: „ich thue so gern, was Sie nur wollen, aber diesmal, bitt' ich, dispensiren Sie mich. Ich habe heute Abend gar kein Herz zum Singen:— und wir sind nicht allein,“ setzte sie leiser hinzu.

„Aber was thut das, Marie?“ sagte die Baronin. „Wir sind hier ja wie im Theater; Alles produzirt sich. Und der romantische Mondschein. . . . Da ist schon die Zither. Singen Sie uns dazu ein paar von ihren amerikanischen Liedern!“

„Ich bitte Sie, das geht nicht. Diese Lieder werden zum Klavier gesungen oder zur Guitarre.“

Hierzu die Freitags-Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft ꝛc.“ Nr. 12.